



BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh

Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Sybille Bedford

Am liebsten nach Süden

Unterwegs in Europa

Aus dem Englischen von
Matthias Fienbork

Büchergilde Gutenberg

Übersetzung des Gedichts von Arthur Rimbaud (S. 100)
aus dem Französischen von Thomas Eichhorn. Abdruck mit freundlicher
Genehmigung der Rimbaud-Verlagsgesellschaft.

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
1. Auflage 2022

Mit freundlicher Genehmigung des SchirmerGraf Verlags, München

© dieser Zusammenstellung: 2003 by Sybille Bedford

© 1954, 1959, 1961, 1964, 1966, 1968, 1979, 2001 by
Sybille Bedford

© der deutschsprachigen Ausgabe:
SchirmerGraf Verlag, München 2008

© dieser Ausgabe: Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

www.buechergilde.de

Einbandgestaltung: Clara Scheffler
unter Verwendung des Motivs *Insel Capri* © Gerd Eichmann, 1986

Gesetzt aus der Berthold Caslon

Satz: Uwe Steffen, München

Druck und Bindung: cpi books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7379-9

*Für Lesley
von ihrem nervösen Fahrgast*

Inhalt

<i>Vorwort von Julia Finkernagel</i>	9
<i>Eine Heimkehr</i>	
Capri 1948	15
<i>Die Kunst des Reisens</i>	
Frankreich und Italien 1961	27
<i>Sommerliche Wochen zwischen Genf und Luzern</i>	
Schweiz 1953	85
<i>Porträtskizze eines Landes</i>	
Dänemark 1962	119
<i>Portugiesische Impressionen</i>	
1958	137
<i>La Vie de Château</i>	
Unterwegs im Bordelais 1978	151
<i>Eine Jugoslawienreise</i>	
1965	171
<i>Venedig im Winter</i>	
1967	213

Vorwort

von Julia Finkernagel

Sybille Bedford – wie beneidenswert ist bitteschön diese Frau: Selbstständig reist sie herum, tafelt auf wunderbar gepflegten Schlossterrassen und in feinen Restaurants, gibt ausschweifend damit an und wird dafür auch noch bezahlt! Ein absoluter Traumjob. Der mir ein bisschen vertraut ist (obwohl das mit dem Essen auf meinen Reisen oft wesentlich bescheidener ausfällt) und mir diese wunderbare Autorin unheimlich nahebringt. So nah, als säße ich neben ihr im Auto, das sie durch Europa steuert, von London aus immer wieder Richtung Süden. Aus irgendeinem Grund gilt auch Dänemark für Sybille Bedford als südliches Reiseziel – wollen wir da nicht allzu streng sein und nehmen wir's als Freiheit der genussgetriebenen Autorin.

Im Auftrag großer Hochglanzmagazine kurvt die nach England ausgewanderte Berliner Schriftstellerin zwischen 1948 und 1978 immer wieder mit dem Auto durch Frankreich, Portugal, die Schweiz, Dänemark, Italien und Jugoslawien. Dort trinkt sie sich durch die besten Tropfen der einheimischen Wein-

güter und futtert sich mit einer solchen Hingabe durch die Menüs der lokalen Restaurants, dass man (ich) wirklich nur neidisch werden kann. Als bekennender *Foodie* hänge ich an Sybille Bedfords Lippen, sitze aufgeregt und leicht angeschickert mit ihr beim Essen und staune über ihre unverschämt üppigen Bestellungen. Ich selbst schaffe maximal drei kleine Gänge und ein Gläschen Wein. Aber Sybille? Die wird nach einem Aperitif, einer halben Flasche Weißwein und zwei Vorspeisen *mit* Brot überhaupt erst warm.

Ich *liebe* es, wenn Menschen gerne essen. Und ich *liebe* es, wenn Speisen und Getränke so präzise und verlockend beschrieben werden, dass man sie förmlich schmecken kann. Und das, ohne betrunken zu werden und ohne ein Gramm zuzunehmen – deshalb lese ich auch so gerne die Etiketten auf der Rückseite von Weinflaschen und Rezeptbücher aller Art. Sybilles gustatorische und olfaktorische Fabulierkunst ist ein Feuerwerk der Sinnlichkeit. Ich sage es daher gleich vorab: Diese Lehnstuhlreise ist ordentlich appetitanregend. Wer kein Genussmensch ist: nicht weiterlesen.

Sybille Bedford ist eng mit Aldous Huxley, den Mann-Geschwistern Erika und Klaus und der verwegenen Kriegsreporterin Martha Gellhorn befreundet (letz-

tere beschreibt sie liebevoll als strahlenden »Tausend-fünfhundert-Watt-Kronleuchter«) – und sie hat das unverschämte Glück, ihr Hobby zum Beruf gemacht zu haben. Überhaupt hat Bedfords Leben nach einer vielleicht nicht ganz so erfüllten Kindheit und Jugend viele gute Wendungen genommen. Nicht zuletzt der Coup, als Frauen liebende Frau einen ebenfalls homosexuellen englischen Ehemann zu finden und mit ihm eine Freundschafts-Ehe einzugehen, was ihr einen britischen Pass beschert und sie vor einer Internierung durch die Nazis bewahrt. Es scheint, dass Bedford aus sämtlichen Zitronen, die ihr das Leben zwischen zwei Weltkriegen in Europa auf den Kopf hat fallen lassen (als Trennungskind, frühe Halbwaise und sapphisch liebende Deutsche mit jüdischen Vorfahren), kurzerhand Limonade gemacht hat. Eine raffinierte natürlich, mit geformten Eiswürfeln, vielleicht einem Schuss Wermut oder einem exquisiten Weißwein, den Glasrand mit Zeste und Minze hübsch verziert. Eine Gourmetlimonade eben – so ist Sybille Bedford gestrickt.

Also reise ich mit ihr durch verschiedenste kulinarische Welten und probiere alles, was auf meinem Teller und in meinem Glas landet, so wie es mir als Kind beigebracht wurde. Zwischendurch gehen wir wandern, baden in Flüssen, sitzen auf sonnenbeschiene- nen Plätzen und plaudern mit Fremden. Wir versu-

chen im Austausch mit den Einheimischen ihre Gemüter, ihre Mentalität, ihre zu Brauchtum gewordenen Weltanschauungen zu verstehen und das Wesen eines Landes über seine Kultur zu erfassen.

Und keine Sorge, es geht nicht nur ums Essen. Sybille Bedford philosophiert (beim Reisen) über das Reisen. Amüsant beschreibt sie, wie sich das reisende Unterwegssein im Laufe der Jahrzehnte verändert hat – von den Strapazen des Entdecker- und Abenteuerertums über die (nun auch wieder anstrengenden) Verpflichtungen, die eine Kreuzfahrt oder ein Besuch des Speisewagens mit sich bringen, bis hin zum Durchbruch: der Revolution, mit dem *eigenen* Auto selig dahin zu cruisen. Und das praktiziert Sybille Bedford nun mit Wonne.

Ihre Betrachtungen der Menschen, die sie in Europa so gastfreundlich bewirten, stecken voller ehrlicher Freundlichkeit und respektvoller, durchaus treffgenauer Beobachtung. Sie tut es augenzwinkernd und bringt auch mich damit zum Schmunzeln. Gut gesagt!, ist doch so, huscht es mir beim Lesen durch den Sinn. Sie besitzt diese feine Ausgewogenheit von Humor und Achtung, die auch eine gute Soße ausmacht. Nichts schmeckt vor, nichts ist plump oder biedert sich an. Als Autorin beobachtet und beschreibt sie die kleinen Eigenheiten ihrer internationalen Gastgeberchar präzise und dennoch

liebevoll – sie hat schlicht große Freude an dem, was sie tut, und steckt damit ihr Lesepublikum wunderbar an.

Sybille Bedfords Berichte über ihre Begeisterung für das Reisen, den Genuss und die Freundschaft strotzen vor Lebensfreude – ach, wie gerne wäre ich nur einmal *wirklich* mit ihr unterwegs gewesen. Das wäre ein Fest geworden.

Jedenfalls sind Sie nach der Lektüre dieses Buches unweigerlich mit der Frage konfrontiert, welches Bedürfnis Sie denn zuerst stillen möchten: die Reiselust oder einen aus dem Nichts gekommenen, unglaublich großen Appetit.

Sybille Bedford würde raten: beides. Ich schließe mich an.

Eine Heimkehr

Capri 1948

DAS SCHIFF AUS NEAPEL legte pünktlich an. Die Überfahrt – es war Mai – war nicht allzu schlimm gewesen. Leichtfüßig ging man an Land, bestieg den *funicolare* und trat nach kurzer, langsamer Bergfahrt hinaus auf die Piazza, die noch warm in der früh-abendlichen Sonne lag.

Ich war begeistert. Damals, im Jahr 1948, glich jede Rückkehr einem Wunder. Man empfand ein berauschendes Gefühl von Freiheit, Wiederentdeckung, Neubeginn: Europa, das so lange in Agonie und Chaos versunken war, das uns verloren schien, vielleicht für immer, rappelte sich allmählich wieder auf. Ich hatte – ein großes Privileg – den Winter in Italien verbracht, erst Venedig, dann Florenz, und wohnte nun recht abenteuerlich in einem stillen Hotel in Rom. Die Nacht zuvor war ich aufgeblieben (jede Stunde war kostbar) und dann am frühen Morgen in einem mir anvertrauten Auto, Gedichte vor mich hin singend, in Richtung Süden losgefahren. Am Vormittag, auf der kaum befahrenen Straße (legal gab es damals nur sehr wenig Benzin), kämpfte ich gegen die Müdigkeit an, bis es irgendwann gewal-

tig rumpelte, sodass ich aufschreckte und, halb von der Straße abgekommen, das Steuer gerade noch herumreißen konnte. Erschrocken hielt ich an: Fast wäre ich im Straßengraben gelandet, an einem Kilometerstein, einem Baum. Wie aus dem Nichts kamen Frauen, »Mamma mia!« rufend, von einem Feld herbeigelaufen. Ich machte mich auf das Schlimmste gefasst, als ich ausstieg, um den Schaden zu inspizieren, aber nein – keine Beule, kein verbogener Kotflügel, kein geplatzter Reifen; der arme alte Morris schien unversehrt. Nur bei der Lenkung hatte ich meine Zweifel, während ich weiterfuhr, nunmehr langsam, vorsichtig und zerknirscht, entsetzt über meine Verantwortungslosigkeit. Es war schließlich nicht mein Auto. Von insgesamt zweihundertfünfzig Kilometern lagen hundertvierzig noch vor mir. Es sah nach einer langen Strecke aus. Die morgendliche Spritztour hatte sich in eine langsame, heiße, sorgenvolle Fahrt verwandelt.

Schließlich kam ich an. Ich ließ das Auto, wie verabredet, in einer Werkstatt stehen, die – soweit das in Neapel überhaupt möglich ist – als eine der nicht ganz so betrügerischen galt, und bat darum, die Lenkung zu überprüfen und nötigenfalls zu reparieren (Rechnung an mich). Anschließend, beim Mittagessen mit einem Bekannten, dem jungen britischen Vizekonsul, erholte ich mich wieder. Constantine FitzGibbon war auch dabei und Theodora – alle

waren wir erfüllt von dieser Nachkriegsfreude, da zu sein, und am Ende hätte ich das Schiff nach Capri beinahe verpasst.

Beim Abschied gab Constantine mir eine Tablette mit, die er, wie er sagte, von einem deutschen Offizier bekommen hatte, den er während der Kämpfe in Italien gefangengenommen hatte. Es war eine ziemlich große, inzwischen schon etwas klebrige Kapsel, mit der man angeblich achtundvierzig Stunden oder noch länger (ohne Schlaf) wach und einsatzfähig blieb. Constantine nahm wohl an, dass sie mir im Laufe des Tages noch gute Dienste leisten würde (ich hatte ihm erzählt, wem ich unter die Augen treten würde). Meine Unbekümmertheit war wieder da: Ich nahm die Pille, wickelte sie in ein Papiertaschentuch und steckte sie ein.

Und nun also Capri. Die Insel sah unverändert aus. Das Bemerkenswerte am Krieg war, dass dort, wo er nicht zerstört, er alles konserviert hatte. Krater und Ruinen, ja, aber keine neuen Auswüchse, noch nicht; fünfeinhalb Jahre hatten sich die Bauunternehmer zurückhalten müssen. Und auf der Piazza hatte sich die übliche Menschenmenge eingefunden, Einheimische und Touristen, die die Ankunft des Schiffes beobachteten und auf die Passagiere warteten. Zu meiner Überraschung und großen Freude sah ich Martha Gellhorn. Ich wusste nicht, dass sie mich abholen würde.

»Also«, sagte sie, »es ist fabelhaft hier.« In der Pension, in der sie abgestiegen war, unweit der Piazza, hatte sie ein Zimmer für mich reserviert. Sauber und billig. »Das ist schön«, sagte ich. Aber noch ehe wir einen Schritt weitergehen konnten, musste ich ihr etwas gestehen. (Geradeheraus – etwas anderes war bei Martha undenkbar.) »Ich habe etwas ziemlich Dummes gemacht«, sagte ich und berichtete ihr von meinem Malheur.

Wir hatten uns erst in der Woche zuvor kennengelernt, in der Atelierwohnung eines Mannes, der für sie ein Kollege und Exkombattant war (nach Anzio war er hinter den feindlichen Linien abgesprungen und hatte bis zur Befreiung Roms einige gefährliche Monate im Untergrund verbracht), für mich ein Bekannter, genauer gesagt ein Cousin meines Stiefvaters, Freund aus Kindertagen. Martha Gellhorn zu begegnen, von ihr angesprochen, wahrgenommen zu werden, war, als stünde man unter einem Tausendfünfhundert-Watt-Kronleuchter: Sie strahlte Vitalität aus, Bestimmtheit, grenzenlosen Mut. Dazu kam ihre Sprache – wie unter Strom stehend, rasant, immer slangdurchsetzt, sarkastisch, trocken, selbstironisch, oft komisch. Dazu kam ihr *Aussehen*. Das honigfarbene Haar, schulterlang, die ausdrucksstarken großen blauen Augen, das feingeschnittene Gesicht, die gebräunte Haut, die graziöse, aufrechte Haltung. Ich sah in ihr Piero della Francescas (ausge-

sprochen femininen) Erzengel in der National Gallery, mit dem erhobenen Schwert, dem heroischen und doch engelsgleichen Ausdruck, dem schmalen Fuß auf dem Haupt des Drachen: ein eindrucksvoller Verteidiger der Gerechten, der Unterdrückten, der Armen.

Dazu kam ihr Ruf. Die furchtlose amerikanische Kriegsreporterin, für die der Krieg Alltag gewesen war, als die meisten von uns noch versuchten, ihr Privatleben zu organisieren. Nun war sie wieder in Europa, momentan in Rom, für irgendwelche Recherchen, ich weiß nicht mehr, zu welchem Thema, und sie glaubte wohl, ich könne ihr nützlich sein. Wir waren am Abend zusammen essen gegangen, und am nächsten Tag wieder, mittags oder abends, und am Tag darauf. Ich machte keinen Hehl daraus, dass ich mich in ihrer Gesellschaft wohlfühlte, und rasch entwickelte sich eine neue Freundschaft. Bevor die Woche um war, erklärte Martha, dass sie genug von Rom habe. (Diese barbarischen Anfälle von Rastlosigkeit sollte ich noch kennenlernen.) Ich versuchte ihr klarzumachen, was alles sie noch nicht gesehen hatte – sie war zum ersten Mal in Rom (einer Stadt, der ich mich leidenschaftlich verbunden fühlte). Umsonst. Sie wollte Capri besichtigen. Abfahrt am nächsten Tag. Es gab jedoch ein Problem – dieser Kerl war noch nicht mit ihrem Auto aufgetaucht.

In Italien ein Auto zu mieten war schwierig bis unmöglich, jedenfalls furchtbar teuer (der Topolino war gerade aufgekomen; in den Städten waren die Straßen noch weitgehend von Vespas und Fußgängern bevölkert). Martha entsann sich des Morris, den sie für die Dauer des Krieges in England deponiert hatte, und arrangierte, dass ein junger Mann, irgendein Kollege von ihr, der unbedingt nach Italien wollte, den Wagen überführte. Sie war überzeugt, dass der Kerl die Gelegenheit ausnutzen und Freundinnen mitnehmen und sie bei der Benzinabrechnung (Martha wollte für die Kosten aufkommen) übers Ohr hauen würde. Sein Name war Schall und Rauch für sie, denn der Kerl war nicht erschienen. Mein Angebot, das Auto nach Neapel zu bringen, sobald es auftauchen würde, löste das Problem. (Ich war ganz begeistert bei der Vorstellung, Capri wiederzusehen, wo ich alte Freunde hatte, Kenneth Macpherson etwa, der sich dort niederlassen wollte, um für Norman Douglas in seinen alten Tagen da zu sein.) Martha schien mir zu vertrauen, sie war einverstanden und fuhr mit dem Zug voraus.

An Martha hatten mich vor allem ihre rigorosen Moralbegriffe beeindruckt. Ich revidierte vieles von dem, was mir bislang akzeptabel erschienen war, und beschloss, ebenfalls absolut anständig und aufrichtig und zuverlässig zu werden. Dieses Phänomen dürfte all jenen vertraut sein, die sich an ihre erste Begeg-

nung mit Martha Gellhorn erinnern. Und was hatte ich nun getan? Mich ans Steuer ihres Autos gesetzt, ohne ausreichend geschlafen zu haben. (Um es klar zu sagen: Ich hatte überhaupt nicht geschlafen.)

»Ich bin noch schlimmer als dein Kerl«, sagte ich. Wie angewurzelt standen wir auf der Piazza. »Ich glaube, ich habe dein Auto zu Schrott gefahren.« Dann erzählte ich, was passiert war.

Martha sah mich erstaunt, fast mitfühlend an. »Mann«, sagte sie, »du hättest dich umbringen können.«

Auch das war mir durch den Kopf gegangen – die paar Sekunden, die es gedauert hatte, bis ich den Wagen wieder unter Kontrolle hatte, waren von drastischer Klarheit gewesen.

»Mir wäre lieber, ich müsste mich nicht *dir* gegenüber verantworten«, sagte ich. Martha lachte, übergang die Angelegenheit mit lässiger, unbekümmerter Nachsicht. (Ich wurde später oft von ihr kritisiert, musste mir viele Vorwürfe anhören – der Morris am Straßenrand wurde jedoch nie erwähnt.)

»Komm, lass uns in die Bar gehen und einen Martini trinken«, sagte Martha. So geschah es. Dann beschlossen wir, zu Abend zu essen. (Ein Junge auf der Piazza hatte meine Tasche gleich zur *pensione* gebracht.) Wir gingen ins Savoia, ein kleines Lokal unweit der Piazza, das Norman Douglas, wenn er abends von der Villa Truto herunterkam, gern auf-

suchte. Dorthin ging man (obwohl das Essen selten wirklich gut und der Wein für all jene, die nicht so abgehärtet waren wie Norman, schlicht ungenießbar war), weil man ihm zu begegnen hoffte. Sein Privatleben war jedoch unantastbar. Üblicherweise winkte man ihm beim Eintreten zu, was er mit einem Gruß oder einer Warnung erwiderte – »Meine Liebe, von dem Tintenfisch sollten Sie heute Abend die Finger lassen« oder »Das Kalbfleisch ist ganz anständig«. Man näherte sich seinem Tisch, wechselte ein paar Worte. Manchmal aß er allein, meist mit zwei, drei oder noch mehr Leuten; doch ob Freund oder Bekannter, zu ihm setzte man sich nur, wenn man ausdrücklich dazu aufgefordert wurde.

An diesem Abend warf er einen Blick auf Martha: Was er sah, gefiel ihm. Er forderte mich auf, mit ihr herüberzukommen. Der Abend verlief gut, ich vermute, weil Martha und Norman falsche Vorstellungen voneinander hatten. Er nannte sie »mein Püppchen«, sah nicht, dass sie eine eindrucksvolle – und eindrucksvoll engagierte – Frau war; was er wahrnahm, waren ihr Aussehen und ihr Charme. Martha wäre wohl gern kritisch und unamüsiert geblieben (sie hatte *Siren Land* nicht gelesen, sie hatte *South Wind* nicht gelesen; sie hatte von seinem Faible für Knaben gehört, die sie mit der ganzen fundamentalistischen Vehemenz ihres amerikanischen Puritanismus verabscheute); was sie wahrnahm, war ein überaus kul-

tivierter, charmanter alter Herr. Das Gespräch drehte sich, wenn ich mich recht erinnere, hauptsächlich um Fisch. Alles andere – Krieg, Nazis, Kollaborateure und deren undurchsichtige Loyalitäten – wäre an Normans kultiviert-spöttischer Art abgeprallt. Es wäre unschicklich gewesen, und es wurde auch nicht versucht.

Die Trattoria Savoia schloss (nicht früh). Nach fröhlichem Abschied auf der Piazza – »Adieu, meine Süßen« – machte sich Norman mit Taschenlampe und Stock auf den steilen Heimweg. Martha und ich gingen zu unserer *pensione*, wo in einem Versteck ein Schlüssel für uns lag. Die Zimmer, selbst im schwachen Schein der Glühbirne, erwiesen sich als sauber und weiß, aber die Luft war stickig, weil die Fensterläden geschlossen gewesen waren. Wegen der besonderen Topografie der Gassen auf Capri befanden sich die Fenster fast in Deckenhöhe – sodass man, um an sie heranzukommen und die Läden zu öffnen, auf zwei Holzschemel klettern musste. Das taten wir und erreichten auf diese Weise die kleinen quadratischen Fensteröffnungen – und sahen maurische Flachdächer, Sterne, Nachtluft.

»Ist das nicht wunderbar?«, sagte Martha. Sie hatte recht. Jasmin, Zitrusfrüchte, Oleander, warmer Stein, ein Meereshauch ... Wir atmeten alles ein, lehnten uns hinaus in die Nacht, die Ellbogen auf dem Fenstersims, die Zehen auf wackligen Schemeln.

»Wir bleiben hier oben«, sagte Martha. »In diesen stickigen Zimmern müssen wir noch nicht schlafen gehen. Wir bleiben hier oben am Fenster bis zur Morgendämmerung. Wir reden miteinander.« Wir redeten. Martha redete. Noch heute spüre ich, wie wir auf diesen Schemeln standen, die Köpfe im Freien, wie zwei Figuren in einem surrealistischen Bühnenstück. Martha redete über Ernest, über Spanien, über den Beschuss des Hotels Astoria in Madrid durch die Nationalisten, über die größere Sicherheit einiger Zimmer im Dorchester während der deutschen Luftangriffe auf London. Ernest, sagte sie, habe ihr Ballistik beigebracht. Sie erzählte von ihrer (unerlaubten) Reise auf dem blanken Boden eines Air-Force-Bombers, vom Anstieg auf Cassino, vom Leben mit Ernest, von ihrer Ehe mit Ernest. Er kam nicht gut weg dabei. An dem, was sich zwischen zwei Menschen abspielt, sind immer beide beteiligt, aber daran dachte ich nicht in dieser Nacht. Ich war gefesselt, wie Martha sagen würde. Ich fühlte mich privilegiert, hörte gebannt zu. Lange standen wir da, schauten hinaus in die frische Luft, und noch immer zeigte sich kein Dämmerlicht am Himmel.

Irgendwann fühlte ich in meiner Hosentasche die Kapsel in dem zerknüllten Papiertuch, die Pille des deutschen Offiziers. Ich nahm sie.